



Musik
★★★★
Klang
★★★★★

Wagner: Die Walküre; James Rutherford, Irène Theorin, Elisabeth Kulman, Eva Maria Westbroek, Stuart Skelton, Eric Halfvarson u. a., Symphonieorchester des Bayerischen Rundfunks, Simon Rattle (2019); BR Klassik (4 CDs)

Diese Musik greift nach Gewalt. Das wusste auch Francis Ford Coppola, als er in „Apocalypse Now“ zum Walkürenritt eine Hubschrauberformation auf die tödliche Reise schickte. Und viele Dirigenten haben Richard Wagners Versuch, aggressive Energie in Musik zu setzen, im Sinne einer Machtpsychose missbraucht. Nicht so Simon Rattle. Er demobilisiert das Klangbild solcher vermeintlich faschistoider Momente, scheint Distanz zu suchen – und auch sonst liegt ihm das Finetuning eher als die pompöse Geste (wiewohl er Letztere gelegentlich pointiert und mit Ironie vorbringt). Bei solcher Feinarbeit kann er sich durchaus auf Wagner berufen, der selbst unter den instrumentalen Voraussetzungen seiner Zeit und trotz des „Bayreuther Deckels“ sein „Ring“-Orchester zu laut fand.

So setzt Sir Simon seine Sänger akustisch in die vorderste Reihe, was freilich im Falle der Brünnhilde von Irène Theorin nicht allzu günstig scheint, denn leider entbirgt die Stimme der Schwedin einen deutlichen Wobble als Resultat vokaler Abnutzung. Enttäuschend auch der Hundung des altgedienten Wagner-Recken Eric Halfvarson. Das Paar Sieglinde/Siegmund kann indes mit den bewährten Stimmen von Eva Maria Westbroek und Stuart Skelton überzeugen, und die exzellente Elisabeth Kulman sorgt als Fricka in der Szene mit Wotan für subtile psychologische Nadelstiche. Wobei James Rutherford, kurzfristig für den erkrankten Michael Volle eingesprungen, ein durchaus markantes Porträt des Göttervaters auf die Hörbühne bringt. Ziemlich unausgeglichen ist das Walküregeschwader. Sei's drum – die Palme tragen ohnehin Dirigent und Orchester davon.

Gerhard Persché



Musik
★★★★
Klang
★★★★★

Mascagni: Cavalleria rusticana; M. Moore, B. Jagde, E. Fiorillo, L. Lynch, R. Constantinescu, Dresdner Philharmonie, M. Janowski (2019); Pentatone (SACD)

Eher kokettierend pflegt Marek Janowski auf die Frage zu antworten, ob er in Dresden denn nun der Staatskapelle ein wenig Dampf machen wolle, seit er Chef ist beim anderen Orchester, der Philharmonie: „Das sagt man so...“ Jedoch verschreibt er seinem neuen Orchester schon mal jährlich eine konzertante Oper, wohl wissend, dass das Opernspielen ein Ensemble geschmeidiger und reaktionsschneller macht und die Fähigkeit zum weiten Überblick schult. „Fidelio“ hätte es im April sein sollen, für Oktober 2021 ist bereits der ganze „Ring“ geplant. Man darf sich entschieden darauf freuen, rechnet man hoch, was auf Janowskis erster CD mit seinem neuen Orchester zu hören ist. Mascagnis „Cavalleria rusticana“ dirigierte er in Dresden bereits ein halbes Jahr vor Amtsantritt, gewissermaßen als Crash-Kurs in mediterran gesanglichem Spiel. Das Ergebnis ist von betörender Duftigkeit und packender Dramatik. Elegant und leicht ist der Klang der Philharmonie, durchhörbar bis in die tiefsten Schichten und stets mit einer inneren Bewegungsrichtung auf das Folgende.

Mascagnis unendliche Melodien fließen ungehindert und mit Raffinesse voran, die Sänger fügen sich exakt ein: Melody Moore, die als hochdramatische, tief resonant singende Santuzza herausragt, Brian Jagde als kräftiger, allerdings nicht allzu nuancierender Turiddu, Roxana Constantinescu als Lola mit einem dann doch gewöhnungsbedürftig weit ausgreifenden Vibrato. Die Kraft des Ganzen mag das kaum schmälern, prägend sind hier das Orchester (was im Sinne Mascagnis scheint, der einen dominanten, vor Farbigkeit strotzenden Orchesterpart schrieb) und der MDR Rundfunkchor, der von Janowski immer wieder zu einem berückenden Pianissimo gezwungen wird.

Clemens Haustein



Musik
★★★★
Klang
★★★★★

Gotovac: Ero s onoga svijeta (Ero der Schelm); T. Mužek, V. Fijačko Kobić, J. Kordić, I. Čikeš, Ljubomir Puškarić, Suzana Česnjaj, Kroatischer Rundfunkchor, Münchner Rundfunkorchester, Ivan Repušić (2019); cpo (2 CDs)

Ein Muster musikalischer Komik: Wenn Ero der Schelm der jähzornigen Stiefmutter ihre Ersparnisse abgeluchst hat, die angeblich ihr erster Mann im Himmel so dringend braucht, zieht Jakov Gotovac alle Register überkommener Leerformeln und lässt dann auch noch Beethovens Schicksalsmotiv pochen. Ivan Repušić, seit 2017 Chef des Münchner Rundfunkorchesters, lässt die Muskeln spielen und meißelt den volkstümlichen Humor der Musik plastisch heraus. Dieser funkelnden Energie kann man sich nicht entziehen. 1935 in Zagreb uraufgeführt, wurde die Oper „Ero der Schelm“ rasch zur Nationaloper des Königreichs Jugoslawien. Bis heute steht sie in Kroatien auf dem Spielplan. Dass sie in der Nazizeit auch in Deutschland willkommen war – Jugoslawien war ja ein Verbündeter –, ist die Kehrseite dieser folkloristischen Oper. Der Stoff ist dem Schwanke „Der fahrende Schüler im Paradies“ nachgebildet, verbunden mit einer Liebesgeschichte und dem Tadel des Hochmuts. Abgesehen von der knallbunten Fassade entspringt ihre Ästhetik Tschaikowskys „Die Pantöffelchen“ oder Smetanas „Verkaufter Braut“, und unter den Zeitgenossen kommt ihrem Vitalismus „Schwanda der Dudelsackpfeifer“ am nächsten. Aber es gab damals eben auch schon Janáček und Martinů.

So feurig musiziert, macht „Ero der Schelm“ Spaß, zumal Tomislav Mužek und Valentina Fijačko Kobić als Liebespaar und Jelena Kordić und Ivica Čikeš als die geprellten Brauteltern ihre Rollen authentisch schelmenhaft singen. Ljubomir Puškarić als gutmütiger Müller und Suzana Česnjaj als Hirte erfreuen auf gleichem Niveau. Der Kroatische Rundfunkchor hat an der Partitur ebensoviel Freude wie die Münchner Musiker.

Bernd Feuchtnner

Glocke und Schlange

Oper auf DVD und Blu-ray:
die besten Neuerscheinungen der letzten Wochen

Was folgte in der italienischen Oper nach „Turandot“? Und was bewegte sich zwischen Verismo und Puccini sonst noch so am mediterranen Musiktheater-Wegesrand? Es gibt einige experimentierfreudige und DVD-affine Häuser im Mutterland der Oper, die ein wenig Licht ins Dunkel zu bringen wissen. Zum Beispiel mit drei Werken, alles Videoerstaufnahmen von Ottorino Respighi (1879-1936) und Alfredo Casella (1883-1947). Respighi hielt größte Stücke auf seine *La Campana sommersa* nach dem Gerhart-Hauptmann-Mysterienspiel „Die versunkene Glocke“. Uraufgeführt 1927 in Hamburg, mit großem Beifall an der New Yorker Metropolitan Opera und der Mailänder Scala stargespickt nachgespielt, ist der Vierakter heute allerdings ebenso vergessen wie seine Vorlage.

Denn schon bei Hauptmann trägt das symbolistische Märchen vom zerrissenen Glockengießer Heinrich, hier: Enrico, dessen Glocke im See verschwunden ist und der als verheirateter Mann dem Waldmädchen Rautendein verfällt, schwer an seinen Bedeutungsschichten. Im Kampf zwischen christlicher Humanität und der scheinbar gottlosen Sorglosigkeit der Waldgeschöpfe trocknet die Poesie aus, interessieren die Figuren nicht wirklich: Der Widerstreit zwischen pantheistischer Natur und menschlicher Schaffenskraft zieht sich dröge dahin. Doch ist die Oper weit besser als das Schauspiel.

Respighi erweist sich erneut als finessenreicher Orchestrator. Da wird sich sanft über Wagner lustig gemacht, Richard Strauss schimmert durch, auch Rimsky-Korsakows Märchenspiele. Das blondlockige Rautendein von Valentina Farcas ist ein höhensicherer Koloratursopran, ihre Gegnerin Magda (Maria Luigia Bors) steuert einen säuerlich-lyrischen Sopran bei. Tenor Angelo Villari als Enrico schlägt sich wacker im heldischen Spinto-Fach, die Hexe von Agostina Smimero bleibt ein statuariescher Mezzo. Dafür bringen, naturalistisch-skurriel kostümiert, Thomas Gazheli als Wassermann und Filippo Adami (Faun) Leben und Klang ins von Pier Francesco Maestrini als romantisches

Märchen opulent ausgestafferte Spiel. Donato Renzetti hat mit seinem schön fließenden Orchester Herz und Sinn für diese raffinierte, wenn auch nicht eingängig gesponnene, gern sinfonische Musik, die ein neues italienisches Opernideom sucht. In Hamburg könnte man sich an diese einstige Sensation ruhig mal erinnern.

Ebenfalls am Teatro Lirico von Cagliari stand 2017 eine weitere Respighi-Oper auf dem Spielplan, die ursprünglich für eine Marionettenbühne konzipierte *La bella dormiente nel bosco* von 1922, nichts anderes als ein etwas erweitertes „Dornröschen“. Sehr aufgeräumt und parabelhaft geht es in dem 90 Minuten kurzen Dreiakter zu, allerlei Getier und auch ein Mister Dollar tritt auf, und schon musikalisch wird der Zeitunterschied zwischen Einschlafen und Aufwachen überdeutlich. Ottorino Respighi erweist sich als gewiefter Multistilist, kann es neoklassisch, aber auch leicht angejazzt. Eine eklektisch entzückende Partitur.

In der revidierten Fassung von 1934 geht es etwas erwachsener zu, aber Leo Muscato inszeniert ganz märchenhaft fantasievoll und bilderbunt in immer wieder überraschender Ausstattung. Da wachsen Netze und tanzt die Spindel, vor allem die Kostüme sind eine Farbenpracht. Gesungen wird ebenso engagiert wie harmonisch schön, teilweise in mehreren Rollen. Und neuerlich erweist sich Donato Renzetti im Graben als eloquenter und kompetenter Respighi-Anwalt.

Im damaligen italienischen Opernleben liebte man es märchenhaft. So vertonte der Neoklassizist Alfredo Casella 1932, fast hundert Jahre nach Richard Wagners erfolglosem Versuch mit dem „Liebesverbot“, die Carlo-Gozzi-Geschichte von der Schlangenfrau, *La donna serpente*, neu als Opera fiaba, als Fabeloper. Die Tochter des Feenkönigs

möchte ein Mensch werden, von „Rusalka“ bis „Frau ohne Schatten“ reichen da die Referenzen. 2016 wurde die einzige Oper dieses Komponisten am Turiner Teatro Regio im Rahmen eines Casella-Festivals in einer Inszenierung des Festival Valle d'Itria gezeigt. Arturo Cirillo's Regie bleibt leider bunt und nichtssagend, zwischen verschiebbaren Mauersegmenten wird viel gestanden und getanzt. Wieder mal italienische Oper, die lediglich ästhetisch bella figura macht, nichts weiter zu erzählen hat. Schade, denn die pikant rhythmisierte Partitur mit ihren vielen, auch komisch-kurzen Nummern hätte mehr und Besseres verdient. Stilvielfalt und Ensembleliebe zeichnen sie aus, Gianandrea Noseda am

Pult macht das sehr deutlich. Carmela Remigio als Miranda, Pierro Pretti als heroisch auftrumpfender König Altidòr, Sebastian Catanas wuchtiger Papa Demogorgon und die vielen komischen Rollen, sie unterhalten sehr. So erweist sich „La donna serpente“ durchaus als Schwester der beiden anderen bedeutenden Gozzi-Opern aus jenen Jahren, Prokofjews „Liebe zu den drei Orangen“ und natürlich Puccinis „Turandot“.

Manuel Brug



Respighi: *La Campana Sommersa*; V. Farcas, M. L. Borsi, A. Smimero, A. Villari, F. Adami, T. Gazheli, Chor und Orchester des Teatro Lirico di Cagliari, D. Renzetti. Regie: P. F. Maestrini (2016); Naxos

Respighi: *La bella dormiente nel bosco*; V. Pilipenko, A. Nisi, A. Gandia, V. Taormina, S. Barsoumian u. a. Chor und Orchester des Teatro lirico di Cagliari, D. Renzetti. Regie: L. Muscato (2017); Naxos

Casella: *La donna serpente*; P. Pretti, C. Remigio, E. Grimaldi, F. Sassu, A. M. Chiuri, M. Filippo Romano u. a., Chor und Orchestra des Teatro Regio Torino, G. Noseda. Regie: A. Cirillo (2016); Naxos